Die Eisnacht an der Raska.

Von **Ludwig Ganghofer.**

Früh am Morgen, unter trübgewordenem Himmel, geht es auf stahlhartem Boden aus dem Ibartal nach Raska, das von Truppen und Kolonnen überfüllt ist. Auf dem Weiterweg nach Novibazar beginnt man die Nähe osmanischer Erde zu merken: unter den Maulttierführern und Fuhrleuten sieht man immer häufiger die malerischen Gestalten der Turbanträger. Nach bunten und lebensvollen Kriegsbildern kommt eine Flüchtlingstragödie: ein vierzehnjähriger Bub im Straßengraben ist vor Erschöpfung im Sterben nahe; man laßt ihn und will ihn fortführen; ohne einen Laut auszustoßen, schüttelt er immer den Kopf und klammert sich mit beiden Händen an die Leiche eines alten Mannes, wohl seines Großvaters, der erfroren neben ihm liegt. Dann ein Bild, das noch härter zu sehen ist: ein mit Flüchtlingen, mit zwei bejahrten Männern, vier Frauen und sieben Kindern, beladener Ochsenwagen will, um den Weg in die Heimat zu finden, eine Furt des brückenlosen Ibarstromes passieren; unsere Feldgrauen schreien den Leuten zu, dieses Wagnis zu unterlassen; aber die Ochsen sind schon im reißenden Wasser und ziehen den Wagen hinter sich her; in der Mitte des hochgestiegenen Stromes beginnt der Wagen und das Gespann zu schwimmen, wird von den Wellen geschaukelt, wird fortgetrieben und verschwindet hinter den Buckeln des hügeligen Ufers; ein vielstimmiges Geschrei, dann ist nichts mehr zu hören. Ob der Wagen hinüber kam? Wie heißt die Heimat, die er fand?

Weiße, kalte Schleier wehen durch die Luft, dichtes Schneegestöber beginnt alle farbigen Bilder bleich zu umhüllen. Endlos geht durch dieses Gewirbel der Kolonnenzug, mit Saumtieren, die den Kopf hängen lassen, mit Führern, die den Schnee von den Mänteln schütteln und in die Hände hauchen. Auf fünf Schritte sieht man sie aus dem Weiß herauftauchen, nach fünf Schritten sind sie wieder im Gestöber verschwunden. Das dauert zwei Stunden so. Novibazar, das wir mittags erreichen, wird mit seinen zwanzig Minaretten in diesem Flockengewoge erst sichtbar bei der Einfahrt in die von farbenreichem Leben erfüllte Hauptstraße. Zwei lange Zeilen von geschlossenen Läden unter hölzernen Lauben. Nur die Wurstbrater und Hammelröster haben offen, ihre Buden sind von deutschen und österreichischen Soldaten umdrängt. Zwischen dem Gewirr der Wagen und Saumtierzüge geht's im Gewimmel hin und her: Bosniaken mit rotem oder grauem Fes, Albaner in ihren weißen, mit schwarzen Borten benähten Trachten, Arnauten mit gespenkelten Wämsern und roten Gürteln, Türken mit wehenden Mänteln und dicken Turbanen, verkrüppelte Kinder, kropfige Zwerggestalten, ein paar verhüllte Frauen. Wo ist Aladin mit der Lampe? Wo ist Sindbad der Seefahrer? Immer denkt man an Tausend und eine Nacht, an geflügelte Pferde und verwunschene Schätze. Das Zauberpferd ist zu sehen — ein deutscher Flieger surrt über die Häuser weg. Und der Schatz, der auf dem Boden von Novibazar vergraben lag, wird gehoben werden.

Albaner und Arnauten wurden zum Sicherheitsdienst in der Stadt bewaffnet. Als sie Gewehre und Patronen hatten, machten sie Pirschgänge auf serbisches Freiwild. Man mußte das einstellen, mit Strenge. Aber daß sie es taten, ist begreiflich. Hier ist Boden, auf dem es heißt: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Und die Serben, als sie hier die Macht erhielten, haben bös gewirtschaftet. Nationalisieren heißt bei ihnen: alles Gegensätzliche ausrotten.

An jedem türkischen Haus ist in weißer- oder roter Farbe der Halbmond und sein Stern auf die Thür oder den geschlossenen Fensterladen gemalt. Diese Häuser sind Bundesboden, der von der Einquartierung verschont bleibt. Zwischen ärmlichen Lehmhütten stehen hübsche Gebäude, die von hohen Mauern umzogen sind und graziöse Holzgitter vor den Fenstern des oberen Stockes haben. Eine feine Romantik, die schon halber Orient ist, umfließt sie. Nur der blaue Himmel und die Sonne fehlte noch. Der Schnee fiel dünner; doch so kalt war's, daß die Schritte knirschten.

In einem Türkenhaus, das nicht von Türken bewohnt, sondern an einen serbischen Professor vermietet war, fand ich eine nette Quartierstube mit etwas naivem Luxus. Die Bauart des Hauses machte mich neugierig auf ein richtiges Türkenhaus.

Eilerdzis fade Hamidaga, der türkische Bürgermeister von Novibazar, lud mich als Gast unter sein Dach. Das wurde eine fesselnde Stunde. Die großen, weißen, bei breiten Fenstern von Licht durchfluteten Räume blinken von Sauberkeit. Schöne Teppiche auf den Dielen, ein Holzschrank mit geschnitzten Türen über eine ganze Wandbreite, der mit gestickter Leinwand bedeckte Diwan um drei Wände herum, ein kleiner Ofen, eine Badenische und an der Decke die Ampel — so gleicht jede Stube der anderen. Die Betten sind in den Schränken, werden am Abend auf dem Boden ausgelegt und verschwinden am Morgen wieder. Das macht die Räume frei, groß und appetitlich.

Während wir Zigaretten tauschten und guten Mokka tranken, der in zierlichen Kesselchen hurtig auf einem Kohlenbecken bereitet wurde, verhalf uns der Dolmetsch zu einem Gespräch. Hamidaga wollte wissen, ob Novibazar nun österreichisch, deutsch oder türkisch würde. Ich sagte: „Sicher ist, daß es nicht mehr serbisch sein wird.“ Rasch nickte der Türke, und seine Augen glänzten. „Inschallah! — Gott geb's!“ Mehr wollte er von der Politik nicht wissen.

Bei der vornehmen und liebenswürdigen Gastlichkeit des Hausherrn mußte man sich hüten, von irgendeinem Stück seines Besitzes zu sagen: „Das ist schön!“ Da griff er gleich nach dem gepriesenen Gegenstand, um ihn dem Gast zu schenken. So sehr ich mich sträubte, zwei Erinnerungszeichen an diese Stunde mußte ich mitnehmen, einen gravierten Kupferbecher für mich und ein weißes Tuch mit zarter Goldstickerei für meine „Haremsherrin“.

Als wir das Haus verließen und Hamidaga uns begleiten wollte, kam auf kleinen Holzpantöffelchen fein rundes, siebenjähriges Töchterchen in faltigen Seidenhöschen hurtig herangeklappert, umarmte den Vater in stürmischer Zärtlichkeit und küßte ihm leidenschaftlich den Mund, die Wangen, die Augen, die Stirn und den Bart. Reizend war's. Es war auch echte, kindliche Liebe, gewiß. Aber in der Form, wie diese Liebe sich äußerte, war etwas Weibliches, etwas Frauenhaftes. Man merkte die Haremsschule. Warum auch nicht? Ein werdendes Weibchen am Hals des Vaters zur Liebe erziehen, heißt das Glück eines kommenden Mannes vorbereiten. Ob da die östlichen Mütter nicht klüger sind als die westlichen mit ihrer geheimniskrämerischen Jungfrauendressur? Die Elementarbegriffe der Zärtlichkeitsformen erst in einem längeren Kursus der Ehe lernen, bedeutet ein Glück verspäten. Und alles spät Erwärmte ist von der Gefahr bedroht, Konservengeschmack zu bekommen.

Nach der Stunde in Hamidagas Haus besuchte ich eine Moschee, auf deren Minarett der Muezzin den Ruf zum Gebet sang. Ich empfand da eine warme Frömmigkeit und sah in nachdenklicher Ehrfurcht zu dem mit Silber auf grüne Seide gestickten Namenszeichen des Propheten auf. Er war ein großer Menschen- und ein noch größerer Frauenkenner. Seine Lehre verstand es, im Kinde das Menschliche zu wecken und im Menschen das Kindliche zu bewahren. Seht diese graubärtigen Männer an, die da kommen, um zu beten! Sie beten nicht wie milde Greise, sie beten wie inbrünstige Knaben. Das ist ein Volk, das sich nach herbstlicher Stockung immer wieder erneuern muß, weil Frühlingskräfte in seiner Natur, in seiner Moral und in seinen Häusern wohnen. Ein Gleichnis für das Wesen dieses Volkes ist jede seiner Moscheen, auch die ärmlichste, mit ihrer friedlichen Stille, mit der Würde und Kindheit ihres Schmuckes, mit ihrer Entrückung vom Schmutz der Straße und mit der ewigen Unberührtheit ihrer höchsten Kanzelstufe, die auch der Priester nicht betreten darf.

Welch ein Gegensatz: der stille weiße Frieda, den ich da gesehen hatte, und das rasselnde, rauschende, eisige Kriegsgrauen, dem die folgende Frühe mich entgegenführte!

Der Nachthimmel ist klar geworden, die Sterne schimmern. Jeder Hufschlag hämmert wie Stahl auf Stein. Zehn Grad unter Null, ein schneidender Wind dazu, und eine Kälte, daß nach wenigen Minuten der Bart ein Eisklumpen ist! Die zwei Braunen meines Wagens verwandeln sich vom gefrorenen Duft ihres Atems in Schimmel. Die Straße ist die blauen Lippen flößte, beginnt sich zu erholen, faßt meine Hände und sagt in seiner Sprache: „Brate! — Bruder!“ Ich schiebe ihm noch ein Täfelchen Schokolade und ein Stück Brot zwischen die krafflosen Finger. Ein Serbe reißt es ihm weg und rennt davon — einer, der wohl auch dem Verhungern nahe war.

Auf der ansteigenden Paßstraße wächst das Eis, das den Weg überkuckelt. Die Wagenräder rutschen, die Pferde gleiten aus und stürzen. Wir kommen da nicht hinauf, müssen umkehren, und ich entschließe mich, die neben der Raska hinziehende Straße nach Mitrowitza einzuschlagen.

Marschierende Truppen begegnen uns, lange Karawanen von Saumtieren und immer wieder die Gefangenenzüge, deren Vorbeimarsch mehrere Stunden dauert. Es müssen gegen 10,000 sein, die so an uns vorüberwandern, die meisten taumelnd und schleichend ohne Mantel, mit zerrissenen Kleidern und zerfetzten Schuhen. Neben der Straße und im vereisten Fluß liegen zahllos die gefallenen Pferde, die Wagenreste, die zertrümmerten Automobile. Und immer, immer wieder ein erfrorener Mensch.

4500 gefangene Serben auf dem Abtransport.

Das Ibartal, durch das der Vormarsch der deutschen Truppen im Sandschakgebiet erfolgt.

Nach der Mittagsstunde erreichen wir Dren, das letzte Dorf. Die paar Hütten sind überfüllt, nirgends ein Fleck oder ein Dach, um zu bleiben. Wir müssen weiter, obwohl wir wissen, daß wir in kahler Bergschlucht vierzig Kilometer zu machen haben und in die Nacht hineingeraten müssen, bevor wir das nächste Dorf erreichen. Bei der Haltestelle einer Munitionskolonne lassen wir die müden Pferde rasten. Mit Ungarn, Kroaten und Serben um ein kleines Feuer sitzend, kochen wir Tee und Erbsensuppe, in die wir den Inhalt unserer letzten Konservenbüchse hineinrühren. Fast sind wir zu Ende mit der Mahlzeit, da kommt der Nachzügler eines Schneeschuhläufers-Bataillons zu uns ans Feuer, ein Chiemseer, wankend, mit irrendem Blick in den heißen Augen: „Habt's net a bißl was z' essen, i kon nimmer weiter.“ Wir reichen ihm hin, was wir noch haben. Wie er gierig schlingt, den Kochkessel auskratzt, den Teller ableckt und den Löffel noch fünfmal über die Zunge zieht — das ist schwer anzusehen. Nach leisem „Vergeltsgott!“ taumelt er davon. Ich rufe ihm nach: „Guten Weg in die Heimat, Landsmann!“ Er dreht das Gesicht und antwortet ruhig: „Hoam komm i nimmer. Mi weard's wohl reißen. Meinetwegen! Mitg'holfen hab i allweil a bißl.“ Langsam wankt er gegen die Straße hin, auf der das Bataillon, zu dem er gehört, schon lange verschwunden ist.

Wir ziehen weiter. Noch scheint die Sonne, aber der Frost wird immer unerträglicher. Eisklumpen hängen an den Kleidern, die Hände sind starr, und immer wieder muß man aus dem Wagen springen, um durch Stampfen und Laufen die Füße aufzuwärmen. Eine graue, knirschende Dämmerung sinkt herunter, und die vereiste Straße wird immer schwieriger. Wir ziehen einer Nacht entgegen, von der uns keine Vermutung sagen kann, wie wir sie überstehen werden.

Die Wirkungen der Zeppelinbomben.

Ueber die Wirkungen der Zeppelinbomben und die Umstände, unter denen sie ihre Opfer fordern, äußert sich eine Londoner Korrespondenz der Associated Preß wie folgt: In englischen Hospitälern tätige Aerzte, die Opfer der Zeppelin-Angriffe behandelt haben, geben interessante Aufklärungen über die Wirkung von Bomben, die aus bedeutender Höhe abgeworfen werden. Ganz abgesehen von ihrer Sprengkraft, sagen die Aerzte, verursachen diese Bomben durch die furchtbare Geschwindigkeit, mit der sie herabgesaust kommen, Lufterschütterungen, die großen Schaden anrichten. Gar mancher ist nach den Ausführungen der Aerzte einzig und allein durch den von der Explosion erzeugten Luftdruck getötet worden. Andere wieder haben aus der nämlichen Ursache Arme und Beine verloren. Viele in den Straßen Getötete haben ihre Wunden durch Glasscherben erlitten. Die Zahl der im Londoner Stadtgebiet auf der Straße Getöteten übersteigt die Zahl der in Gebäuden getöteten. Die Leute kümmern sich eben nicht um die an sie ergehenden Warnungen und drängen sich beim Erscheinen von Zeppelinen auf der Straße, laufen zu den Fenstern oder klettern auf die Dächer, um gut zu sehen. Ein hier wohnender bekannter Amerikaner, der vor einiger Zeit auf dem Dach seines Hauses ein Fernrohr montieren ließ, hatte gerade Gesellschaft, als der letzte Zeppelin-Ueberfall sich ereignete. Gastgeber und Gäste spazierten auf das Dach, wo sie das Schauspiel beobachteten.

Die Kriegslage.

Die Kampflage in West und Ost. — Saloniki. — Italienische Hilfe.

Von Major a. D. **E. Moraht.**

Die ersten Tage des neuen Jahres haben uns im Westen nur unbedeutendere lokale Stellungskämpfe gebracht, in denen wir kleine Vorteile zu erringen vermochten. Es soll mit dem Wörtchen „nur“ die Spannung und Hergabe unserer Truppen an der westlichen Front nicht herabgesetzt werden; im Gegenteil, wir kennen kein höheres Maß von Leistungsfähigkeit einer Armee, als wie Deutschlands und Oesterreich-Ungarns Heere sie im zweiten Winterfeldzug betätigen. Meisterhaft hat Bernhard Kellermann die unsäglichen Mühen unserer Söhne, Brüder und Väter geschildert. Was er sagt, ist wörtlich wahr und ist mir von durchaus zuverlässiger Seite wiederholt bestätigt. Allen anderen Erörterungen vorangesetzt werden sollen daher auch hier Worte des Dankes für die Selbstentäußerung der Unsrigen, die das Vaterland verteidigen.

Ernster sehen die Kämpfe aus, welche an der östlichen Front aufs neue entbrannt sind. Es ist dieselbe russische Taktik, die wir seit der ersten Entwicklung der Karpathenkämpfe kennen gelernt haben. Die schnell und wahrscheinlich unzulänglich ausgebildete Masse wird zu höherem politischen Zweck verwendet. Der Druck auf Rußland, Kräfte der Mittemächte auf sich zu ziehen, hat es bewogen, seine an der Donau und in Bessarabien zusammengezogenen Ersatzheere nach vorwärts zu treiben und eine neue Offensive gegen die Bukowinafront, die Dnjestrlinie und die Strypa-Styr-Linie zu eröffnen. Wie weit es Rußland gelingt, andere augenblicklich zur Verwendung für neue Aufgaben den Mittemächten zur Verfügung stehende Heere an dieser alten Kampffront zu beschäftigen, muß vorläufig unerörtert bleiben. Aber es scheint so, als wären die Armeen-Pflanzer-Baltins, Bothmers, Böhm-Ermollis, Erzherzog Josef Ferdinands und Linsingens stark genug, der neuen Gefahr jenen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen, wie im vorigen Jahre die verbündeten Heere an der Karpathenfront. Erst nach und nach waren die Verbündeten in der Lage, ihnen gegenüber das Gleichgewicht wieder herzustellen, bis schließlich ihre Angriffsinitiative den ganzen russischen Führungsgedanken über den Haufen warf. Da unsere gemeinsame Heeresleitung elastisch genug geblieben ist, aus den bisherigen Lehren des Krieges ihre Folgerungen zu ziehen, so wird sie den jetzigen neu begonnenen Ansturm der Russen nicht erst zu einer Gefahr werden lassen, sondern ihn vorher zur Verblutung führen oder ihn zurücktreiben.

Unsere Gegner haben bei der Einwirkung auf die russische Heeresführung wohl sicher im Auge gehabt, die Konzentration des englisch-französischen Expeditionsheeres bei Saloniki zu entlasten. Denn eine Last bedeutet es zweifellos für unsere Feinde, im Halbkreis den okkupierten Stützpunkt auf griechischem Gebiet gefährdet zu sehen. Aus Telegrammen, welche in Berliner Blättern vor einigen Tagen erschienen, ist ersichtlich, daß alle Welt über den Stand der bulgarischen Armee des Generals Toborow orientiert ist. Im übrigen zerbricht sich der Vierverband die Köpfe, ob und woher Generalfeldmarschall v. Mackensen angreifen wird oder nicht. Wir haben an dieser Stelle schon wiederholt darauf hingewiesen, daß, solange die feindliche Armee nicht vernichtet ist, von einem Endsieg über sie nicht gesprochen werden kann. Das französisch-englische Heer ist zwar im Vardargebiet empfindlich geschlagen und bis zur griechischen Grenze verfolgt, wobei es starke Verluste erlitt, aber die Hauptkraft ist dennoch unbehelligt entkommen, weil die eigentümliche politische Lage die verfolgende bulgarische Armee nötigte, an der griechischen Grenze Halt zu machen. Die Feinde nutzen die ihnen gewährte wochenlange Zeit eifrigst aus zur Befestigung der Umgegend von Saloniki. Mit allen modernen Hilfsmitteln hierzu versehen, kann es ihnen auch nicht schwer werden, aus der sonst bescheidenen Festung einen Stützpunkt zu schaffen, dessen Eroberung bei ernster Verteidigung viel Blut kosten muß. Wie auch der Anmarsch gegen Saloniki vielleicht eingeleitet wird, immer wird er auf ein großartiges Verteidigungssystem stoßen. Man erblickt in Saloniki gewissermaßen die erste Verteidigungsstellung für Aegypten und gibt auf das deutlichste zu erkennen, daß man auch dann in Saloniki bleiben würde, wenn kein Angriff seitens Bulgariens und der Mittemächte erfolgen würde. Die Presse der feindlichen Länder empfiehlt sogar, für letzteren Fall Saloniki als Ausfallsor für Unternehmungen gegen den Weg Sofia—Konstantinopel zu benutzen.

Aus allem geht hervor, daß augenblicklich die Frage nach der Auffassung der Kriegslage im südlichen Balkan alle kriegführenden Mächte aufs höchste interessiert, nicht zum wenigsten Griechenland, welches unfreiwillig den Schauplatz für bevorstehende Ereignisse hergeben muß. Griechenland protestiert nach wie vor und versichert, neutral bleiben zu wollen. Aber diese Versicherung findet auf der anderen Seite keine Gegenliebe. Man verhöhnt das „verächtliche Völkchen“ und überschüttet seinen König mit Spott. Man darf gespannt darauf sein, wie Griechenland diesen Dank für seine „Neutralität“ zu gelegener Zeit abstatten wird. Die jetzt in und um Saloniki versammelte Armee des Vierverbandes scheint über 200,000 Mann noch nicht hinausgewachsen zu sein.

England und Frankreich sehen noch immer auf die italienische Hilfe. Es ist nicht bekannt geworden, ob Italien sich zu mehr verpflichtete, als zu jener schwächlichen Demonstration an der albanischen Küste. Ich glaube, man kommt der Wahrheit am nächsten, wenn man die ernste ehrliche Absicht Italiens, bei Saloniki zu helfen, anzweifelt. Es kommen aber auch Perlen Nachrichten, welche jenen recht geben, die einen winterlichen Vormarsch italienischer Landungstruppen in Albanien für unwahrscheinlich hielten. Es handelt sich bei den Unternehmungen im Küstengebiet Albaniens immer noch um weiter nichts, als um einen Ausfluß der politischen Eifersucht auf Griechenland, weniger um eine Hilfe für Montenegro und die notleidenden Serben. Im gewissen Sinne ist das rauhe Klima des winterlichen Gebirges dort ein Bundesgenosse Italiens, denn seit längerer Zeit scheinen, den amtlichen Berichten nach, die Operationen der Bulgaren und Oesterreich-Ungarns still zu stehen.

Deutsche Artillerie in Serbien.

Von einem Kriegsteilnehmer.

Die Geschütze der . . . Division hatten schon manchen Weg gemacht. Auf den schönen Heerstraßen im Westen, auf ihnen gleichwertigen, aber seltenen russischen Staats-Chausseen waren sie dahingerollt, durch tiefen Dünensand an der Nordsee, durch galizischen unergründlichen Staub, durch schweren polnischen Sand, durch zähen Schlamm, durch märchenhaften Dreck, manchen Berg hinauf, in manches Tal hinab war es gegangen. Aber die sechs Pferdeköpfe vor jedem Fahrzeug hatten immer noch munter genickt, die Fahrer hatten noch stets Zeit zu einem Soldatenlied gehabt, manches Mal durften die Kanoniere noch aufsitzen und immer hatten die Batteriegewaltigen gedacht: „Leicht geht es nicht, aber es geht.“ Man war sich einig, daß Art der Fahrzeuge und Bespannung für alle Verwendungsmöglichkeiten gut und vorzüglich bewährt sei.

Dann gab es einen ganz großen Stellungswechsel: Nach Serbien!

Als die Geschütze ihr Lied bei Stadt und Festung Belgrad ausgesungen, als sie die schwankenden Strombrücken passiert hatten, da marschierten sie zunächst noch auf festen Straßen. Aber sorgenvoll wurden die Gesichter, als bald häufig als Ergebnis der Wegeerkundung zurücklam: „Straße fest, aber Steigungen bis zu 25 Prozent“.

Bei der rücksichtslosen Verfolgung in Mittelserbien verlangten die Befehle, daß die Artillerie die wenigen festen Straßen verlasse. Nun lernte man Wege kennen von abgrundtiefer Schlechtigkeit. Zähen Lehm, der die Räder festhielt und den Pferden die Eisen von den Hufen stahl. Dann wieder breiigen Schlamm, in dessen Tiefe Geröllsteine tückisch lagerten. Wege von so schrägem Profil, daß die schweren Geschütze und Munitionswagen in die Gräben rutschten. Etwas neidisch sah man auf die niedrigen Karren der bundesbrüderlichen Gebirgshaubitzen. Aber es ging doch vorwärts! Bald träumten die Pferde mit matten Augen von fernen Haferrationen, von Chausseen und von Ruhetagen, die Kanoniere von vergangenen Zeiten, da noch Rufe wie: „Brotempfang!“ „Postempfang!“ erschollen, von Ländern, in denen man anständige Kartoffeln, nicht südlichen Mais anbaut, von weit zurückgebliebenen Bagagen.

Es ging vorwärts und immer vorwärts, denn die Straßen der westlichen Morava mußten erreicht und den aus Nordosten abziehenden Serben gesperrt werden. Manch Pferd starb den ehrenvollen Erschöpfungstod im Kummtgeschirr.

Und dabei Regen, Regen, Regen!

Nach schweren Märschen durch wüste Täler und querfumpfein erreichte am 1. November die Spitze unserer Verfolgungsabteilung beim Dorfe Slepak die Heerstraße Kragujevac — Kraljevo, eine Kompagnie des . . . Regiments nahm den überraschten Serben eine Batterie moderner Schneider-Creusot-Geschütze, wurde dann aber von der großen Uebermacht umzingelt und heftig angegriffen. Sie bildete einen „Igel“, einen äußerst stacheligen Igel, und hielt sich viele Stunden bei den eroberten Kanonen, trotz starker Verluste, hunderte von anlaufenden Serben erschießend. Aber die Not wurde größer, serbische Batterien, die deutsche Artillerie in weiter Ferne wähnend, fuhren am 2. November auf und beschossen die brave Kompagnie und andre herangekommene Infanterie der Division. Währenddessen quälte sich unsere Artillerie hinter dem Buckel des Dorfes Knic heran. Im tiefen Morast, bergauf, bergab, brauchte sie für jeden Kilometer eine Stunde. Unten in dem Dorfe Knic hemmte ein tief in den Boden eingefressener Bach den Marsch. Aber da sind ja unsere Pioniere nach langem Marsch in der Nacht angekommen. In einer Stunde bauen sie eine Artillerie-Brücke. Inzwischen waren oben die Feuerstellungen für die Batterie ausgesucht. Die Batterieführer beziehen ihre vorgeschobenen Beobachtungsstellen, lassen sie einrichten und Draht zu den Stellungen, die die Batterien einnehmen sollen, legen. Ein kurzes Stoßgebet um Funktionieren der Leitung. Es hat geholfen; der ehrwürdig und vielfach zerschlissene, geflickte Draht tut seine Pflicht: „Verbindungen hergestellt!“ Durch die Scherenfernrohre sieht man starke Ansammlungen serbischer Infanterie am Dorfe Slepak. Sie wollen zu einem neuen Angriff, zu neuem Versuch, die Geschütze zurückzuerobern, antreten. „Ach, wären unsere Batterien doch schon da!“ Und hier und da und dort stehen offen serbische Batterien.

Die guten Gläser zeigen das Arbeiten der Bedienung, zeigen jeden Schuß im Mündungsfeuer, im bläulichen Hochpuffen des Pulverdampfes. Kurz darauf den Sprengpunkt über unserer Infanterie. Anfrage der Abteilung: „Sind die Batterien noch nicht eingefahren?“ Bald kommt die Antwort: „Die Batterien halten mit erschöpften Pferden auf halbem Hang. Der Weg zur Höhe hat sich völlig unpassierbar erwiesen.“ Es wird ein neuer Weg durch die Pflaumengärten gebahnt. Meldung der Beobachtung: „Auf der Chaussee traben von Süden serbische Protzen heran zum Dorfe Slepak, scheinbar die der eroberten Geschütze!“ Meldung der Beobachter: „Die feindliche Infanterie tritt zum Sturm an!“ — „Sind die Batterien noch nicht oben?“ „Nein, es ist noch nichts zu sehen.“ — Die Minuten schleichen dahin. — Endlich kommen kurz hintereinander die Meldungen: „Die Spitze der Abteilung erreicht eben die Höhe.“ „Die Batterien fahren ein.“ „Batterien feuerbereit!“

Nun ging es los, daß die Erde zitterte — und die Serben gingen auch los, denn seit einem Monat hatten sie eine heftige, unüberwindliche Abneigung gegen deutsche Artillerie. Verfolgungsfeuer, dann waren die serbischen Geschütze endgültig unser, die Straße nach Süden frei, 400 Gefangene eingebracht.

Ohne Ruhe ging die Verfolgung weiter, die serbischen Nachhuten wurden geworfen. Am 5. November standen wir vor dem Moravatal bei Kraljevo. Nach Fliegermeldungen stauten sich dort noch die serbischen Kolonnen, harrten noch viele kostbare Dinge auf dem Bahnhof des Abtransportes. Die schwere Artillerie sollte auf der Straße bis Schußweite heran, einem Teil der leichten wurde befohlen, in das Berggelände der Stadt zu klimmen, um von dort aus zu feuern. Die Erkundung der Wege auf die Berge ergab, daß es unmöglich sei, diese lehmigen, tief ausgewaschenen, viel zu steilen, gewundenen Ochsenpfade hinauf zu kommen. Aber es wurde trotzdem versucht. Mit zitternden Flanken zogen die Gespanne, die Kanoniere schoben, bis sie nicht mehr konnten. Trotz langer Atempausen blieb endlich alles stecken. So ging es also nicht! Darauf wurde befohlen: „Jede Batterie bringt mit den besten Gespannen zwei Geschütze in Stellung. Die Munition wird mit Tragtieren mitgeführt.“

Es waren über 10 Kilometer zu schaffen, und wenn man oben zu sein wähnte, dann kam wieder eine jener niederträchtigen serbischen Schluchten. Aber endlich gelang das unmöglich Scheinende, zweifelnd Versuchte. Die Stadt Kraljevo lag vor uns, auf dem Bahnhof hielten noch ein Zug und viele Autos, dicht dabei standen viele Geschütze! Da begann ein fröhliches Donnern. Und gleichzeitig hatte unten im Tal eine schwere Batterie, 15-Zentimeter-Haubitzen, ihre Stellung nach harten Mühen erreicht. Die Serben konnten nichts mehr fortschaffen.

Die Beute von Kraljevo war groß. Auf dem Bahnhof standen 130 Geschütze, lagerten große Mengen Munition, Ausrüstungsstücke und Verpflegungsvorräte, alles am Abtransport gehindert. Auch für den Artilleristen fiel etwas ab: tausend tadelfreie Pferdegeschirre, dann für die Leute Kaffee, Pflaumenmus und serbischer Wein, der indessen vom Zecher einige Tapferkeit verlangt. Doch das Beste, was die Artillerie sich erwarb, ist wohl der schlichte Kranz von Eichenlaub, der sich um das etwas struppig und hager gewordene Haupt des Artilleristen und auch um den Hals seiner Pferde rankt.

Die preußischen Staatsforsten

Das Holz spielt im Kriege keine kleine Rolle. Das spürt England am besten, das in Friedenszeiten viel Holz aus Schweden und Rußland, aber auch aus Deutschland und Oesterreich kaufte, und das jetzt auf sein kümmerliches Inselholz angewiesen ist. Denn die Zufuhr aus Kanada, die sonst auch beträchtlich war, ist jetzt gering, da man lieber Pulver und Waffen heranschleppt. Aber die Kohlengruben und die Schiffswerften verschlingen Unmengen von Baumstämmen. Deutschland ist auch in der Holzfrage sehr viel besser daran als die britischen Inseln. Solche meilenweiten Waldungen mit herrlichen Bäumen, wie sie Deutschland hat, kennt kein anderes europäisches Land, vielleicht die Gebiete Kurlands ausgenommen. Für das Königreich Preußen liegen nun ganz neue Zahlen für das Jahr 1915 vor, die einen guten Begriff von dem Waldreichtum Preußens geben. Bei diesen statistischen Unterlagen handelt es sich nur um die Wälder, die im Besitze des Preußischen Staates sind. Danach ergibt sich, daß in Preußen nicht weniger als drei Millionen Hektar Waldboden vorhanden sind, von denen 2,700,000 Hektar zur Holzzucht bestimmt sind. Dieses gewaltige Waldgebiet liefert dem Preußischen Staate insgesamt 154 Millionen Mark an Einnahmen. Die meisten dieser Millionen werden durch den Holzverkauf aufgebracht, nämlich 144 Millionen Mark. Allerlei Nebennutzungen ergeben 7½ Millionen Mark. Die Jagd bringt nur 800,000 Mk., während die Torfgräbereien 140,000 Mk. an Einnahmen liefern.

Natürlich sind die Ausgaben für die Verwaltung, für die Forstkulturen, allerlei Ablösungsrenten und Lasten nicht gering. Trotzdem fließt dem Preußischen Staate aus den Staatsforsten ein Ueberschuß von 87 Millionen Mark zu, der sich gut sehen lassen kann. Den größten Ueberschuß erbringt der Regierungsbezirk Potsdam. Ihm folgt gleich der Bezirk Frankfurt a. d. O. und dann Marienwerder. Am waldreichsten ist der Regierungsbezirk Marienwerder mit 203,000 Hektar Waldboden. Dann kommen die Regierungsbezirke Allenstein, Potsdam, Frankfurt a. d. O., Kassel, Gumbinnen, Bromberg, Danzig, Königsberg, Posen, Hildesheim usw. Die anderen Bezirke haben weniger als 100,000 Hektar. Am geringsten ist Sigmaringen — nämlich mit einem Hektar Waldboden — bedacht.